

Mia Sheridan

All the little Raindrops

Übersetzt von Patricia Buchwald

NEW YORK TIMES BESTSELLER
AUTHOR OF

MIA SHERIDAN

ALL
THE
LITTLE
RAINDROPS

ROMAN
VAJONA

*An diejenigen, die aus den Trümmern gekrochen sind und sich geweigert
haben, ein sanftmütiges Leben in der Zeit danach zu führen.*

The background of the page is decorated with numerous water droplets of various sizes, scattered across the top half. The droplets are rendered with realistic shading and highlights, giving them a three-dimensional appearance. They are more densely packed on the right side and become sparser towards the left.

TEIL 1

Der Mensch ist das grausamste aller Tiere.

– *Friedrich Nietzsche*



KAPITEL 1

NOELLE

Noelle hatte versucht, die Tage zu verfolgen, aber sie waren nicht von den Nächten zu unterscheiden. Beide waren in Stille und völlige Schwärze getaucht. Schließlich hatte sie es aufgegeben. Woher sollte sie wissen, wie schwer es war, eine Stunde zu messen, wenn diese Stunde in dunkler, stiller Angst verbracht wurde?

Ihr war bewusst geworden, dass es Orte gab, an denen die Zeit nicht existierte. Denn selbst in Abwesenheit einer Uhr basierte ihr Empfinden auf Sinneseindrücken: dem Sonnenauf- und Sonnenuntergang, dem Geräusch des Verkehrs, dem fernen Klang einer Kirchenglocke ... oder auf hundert anderen Signalen aus der Welt um sie herum. Doch nicht in diesem Käfig, in dem sie sich gerade befand. So zählte sie nicht mehr, wie sie es immer getan hatte, nachdem sie sich orientiert und sich zur Ruhe gezwungen hatte. Stattdessen trieb sie einfach dahin. Sie versuchte, dass ihre Fantasie nicht die Kontrolle übernahm, versuchte, sich nicht vorzustellen, sie befände sich in einer luftdichten Box tief unter der Meeresoberfläche. Denn allein dieser Gedanke ließ ihren Blutdruck in die Höhe schnellen und ihren Atem stoßweise kommen, als würde ihr der Sauerstoff ausgehen.

Das Einzige, was Noelle einen Hinweis auf die verstreichenden

Stunden gab, waren die Anzeichen ihres eigenen Körpers. Sie wurde hungrig und durstig. Aber Essen und Trinken kamen in unregelmäßigen Abständen aus einer Art kleinen Tür in der Wand, gleich hinter ihrem Gefängnis. Sie hörte, wie die Tür angehoben wurde, und dann erschien ein kleiner, milchiger Lichtstrahl, der sie zwang, den Kopf wegzudrehen; selbst der schwache Schein war zu viel für ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen. Wie eine Fledermaus in einer unterirdischen Höhle, die auf einen Schimmer gedämpften Sonnenlichts reagierte, der durch einen Spalt fiel. Aber selbst, wenn Noelle sich abwandte, konnte sie das Hefebrot riechen, und das veranlasste sie dazu, dorthin zu kriechen und blind nach dem Essen zu greifen. Dabei erreichten ihre Fingerspitzen gerade noch das einfache Stück Brot oder ein paar Cracker und einen Pappbecher mit Wasser. Beim ersten Mal hatte sie das Wasser versehentlich umgekippt, ohne sich dessen Anwesenheit bewusst zu sein, und später war sie so ausgedörrt gewesen, dass ihre Zunge angeschwollen war und ihre Lippen rissig geworden waren. Jetzt wusste sie, dass sie vorsichtiger sein musste, wenn sie nach beidem griff. Und dann, bevor Noelle ihre Augen ganz öffnen konnte, ging der Schlitz zu und hinterließ nur noch ein verschwommenes Bild der Öffnung.

Manchmal kamen Essen und Trinken, wenn sie so ausgehungert und dehydriert war, dass sie zitterte, als sie nach der Nahrung griff, und manchmal kamen sie, wenn sie sich noch weitgehend satt fühlte. Das musste Absicht gewesen sein. Um sie zu verwirren. Um sie zu quälen. Zuerst hatte sie geschrien und gebettelt, wenn die Essenslieferungen kamen, schließlich musste jemand in der Nähe sein, aber niemand hatte jemals geantwortet. Noelle dachte, sie hätte irgendwo weit oben Schritte gehört. Aber sonst? Nichts.

Wenn sie raten müsste, würde sie sagen, dass ihr Käfig etwa einen Meter achtzig auf einen Meter zwanzig groß war und dass in der Ecke eine Toilette stand. Sie hatte sie gefunden, als sie endlich den Mut gehabt hatte, ihre Umgebung abzutasten, nachdem sie

dort aufgewacht war, orientierungslos, gelähmt und allein. Sie hatte die Form ertastet und festgestellt, dass sie aus Metall war, wie eine dieser Gefängnistoiletten. Passend. Immerhin war Noelle eine Gefangene. Von wem, das wusste sie nicht. Sie konnte es auch nicht erraten. Die Toilette spülte genauso wie eine Flugzeugtoilette, mit einem lauten, saugenden Geräusch, gefolgt vom leisen Schließen einer Klappe. Wenigstens bot sie ein wenig Würde. Aber es würde sie nicht davor bewahren, zu verdursten.

Als sie sich ihrer misslichen Lage klar geworden war, dass sie entführt worden war, hatte Noelle geweint, sich hin und her gewiegt und sich vorgestellt, wie entsetzt ihr Vater sein musste. Er hätte die Polizei verrückt gemacht, um sie zu finden. In letzter Zeit hatten sie sich nur noch gelegentlich oder gar nicht mehr gesehen, aber er hätte sie angerufen oder sich Sorgen gemacht, wenn sie ihn nicht zurückgerufen hätte. Er arbeitete gerade in einem Nachtjob, und da momentan Spring Break war und sie keine Schule hatte, arbeitete Noelle tagsüber in ihrem Kellnerinnenjob. Aber sie telefonierte mindestens jeden zweiten Tag miteinander oder schickten sich kurze SMS. *Ich liebe dich. Es sind noch Reste im Kühlschrank. Vergiss nicht, heute Abend den Müll rauszubringen.* Und das war mindestens eine Woche her. Oder? Aber vielleicht hatte sie sich geirrt. Vielleicht waren erst nur ein paar Tage vergangen. Vielleicht hatte ihr Chef noch nicht einmal angerufen, um herauszufinden, warum sie nicht da war. Irgendwann musste sie aufhören, an ihren Vater zu denken, denn dadurch wurde ihre Panik nur noch größer und sie wollte nach ihm rufen. Sie fühlte sich wie damals, als sie als kleines Mädchen aus einem Albtraum aufgewacht war und nach ihrem Retter geschrien hatte. Ihr Vater war damals immer aufgetaucht und hatte sie in seine Arme genommen. »Psst«, hatte er gesagt. »Daddy ist hier. Du bist in Sicherheit.«

Die tiefe Sehnsucht danach brachte Noelle jetzt fast zum Hyperventilieren. Und sie fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis sie ihren Verstand verlor. Ein Teil von ihr sehnte sich

nach der Gnadenfrist eines gebrochenen Geistes; einer, der nicht denken konnte, der keine Angst hatte. Oder sich Dinge vorzustellen, die in der umgebenden Dunkelheit auf der Lauer lagen. Aber der stärkere Teil von ihr lehnte es ab, eines der wenigen Dinge aufzugeben, die sie derzeit besaß: ihren Lebenswillen.



Noelle rollte sich vor dem plötzlichen Lichteinfall weg, kniff die Augen noch fester zu und stieß ein schmerzhaftes Keuchen aus. Sie setzte sich auf und hielt ihre Hand abwehrend vor sich, während sie sich so weit wie möglich zurückzog und mit der Wirbelsäule gegen die Gitterstäbe ihres Geheges stieß. Mit zusammengekniffenen Augen sah sie außerirdisch-ähnliche Gestalten, die sich bewegten. Sie hörte ein Gurren und dann ein Klirren. Jemand oder mehrere *Jemands* waren in dem Raum mit ihr.

»Hallo?«

Ihr Herz raste, der Atem kam schwer über ihre Lippen, als sie verzweifelt versuchte, ihre Augen ganz zu öffnen. Aber Noelle war schon so lange in der Dunkelheit, dass ihre Augen noch nicht gehorchen wollten.

»Bitte! Hallo? Lasst mich raus. Bitte«, flehte sie, und die Hoffnung gab ihr den Mut, sich auf die Knie zu ziehen und zur Vorderseite ihres Käfigs zu krabbeln. Wieder ein metallisches Klirren, irgendeine Tür schloss sich zu ihrer Rechten, und dann ertönten Schritte – jemand im Raum bewegte sich auf eine offene Tür in der Wand zu ihrer Linken zu. »Bitte, nein!«, schrie sie. »Geht nicht! Bitte! Lasst mich raus!«

Die Tür glitt zu, und der Raum wurde wieder dunkel. Die

Lücken, in denen sich die Tür befand, spendeten nicht einmal ein kleines Rinnsal an Licht. Das leise Geräusch von Schritten entfernte sich und Noelle fiel nach hinten, wobei ihr die Tränen über die Wangen liefen, als sie sich der Hoffnungslosigkeit hingab.

Es waren zwei Personen im Raum gewesen, und sie hatten ihre Bitten ignoriert. Ihre Schultern bebten von ihren Schluchzern, die sie sich nicht leisten konnte, da sie ihrem Körper die Flüssigkeit entzogen. Und wer wusste schon, wann Noelle das nächste Mal etwas zu trinken bekommen würde. Vielleicht würde sie gar nichts mehr bekommen.

Vielleicht wäre das besser so.

Hör auf damit, Noelle. Du bist stärker als das, oder nicht?

Sie hatte gedacht, sie wäre es. Zumindest hatte sie gehofft, dass sie es sein *könnte*. Aber wie bereitete man sich darauf vor, ohne erkennbaren Grund gefangen und in der Dunkelheit eingesperrt zu werden? Und die wichtigste Frage, über die sie sich den Kopf zerbrochen hatte: Warum? Warum war sie entführt worden? *Warum ich?*

Noelle erschrak und gab ein Quietschen von sich, als sie ein leises Stöhnen von rechts hörte. Sie erstarrte und spitzte die Ohren, als ein weiteres Stöhnen ertönte. Eine Bewegung. Panik schoss ihr die Wirbelsäule hinunter wie ein Stromschlag. *O Gott!* Irgendetwas war mit ihr in diesem Raum. Eine irrationale Vision bildete sich in ihrem Kopf: ein schuppiges, echsenartiges Wesen mit gezackten Zähnen, das sie zerfetzen würde. Noelle bewegte sich nicht und war plötzlich dankbar für den Schutz der Gitterstäbe, die sie umgaben und über die sie mit ihren Fingerspitzen jeden Zentimeter gestrichen hatte.

»Hilfe.« Das Wort wurde kaum geflüstert, es klang eher wie ein Ausatmen als eine richtige Aussprache. Noelle blieb regungslos, jede Zelle ihres Körpers, jedes Härchen auf ihrer Haut konzentrierte sich auf die Richtung der Geräusche, die von rechts kamen. Ein Rutschen, ein weiteres Stöhnen, ein Geräusch, das wie das Aufeinanderschlagen von Haut auf Metall klang. »Hilfe.« Dieses

Mal war es ein Wort, fester, klarer und mit der Stimme eines Mannes. Also kein Außerirdischer.

Wahrscheinlich.

Noelle blieb ruhig.

Eine weitere Bewegung, ein lauterer Grunzen, als würde der ... Mann sich aus dem Liegen aufrichten.

»Ist hier jemand? Hilfe!«

Noelles Schultern sanken kaum merklich herab, ihre Hand löste sich langsam aus dem todesähnlichen Griff, mit dem sie sich an der Stange ihres Käfigs festgeklammert hatte, während sie völlig erstarrt dagesessen hatte. »J-ja. Ich bin hier«, flüsterte sie.

Es herrschte einen Moment lang Schweigen, und dann: »Wer bist du? Wo sind wir?« Er klang immer noch schmerzerfüllt, aber es lag auch Panik in seiner Stimme. Furcht.

»Ich heiße Noelle. Ich weiß nicht, wo wir sind. Ich weiß nicht, was für einen Tag wir haben. Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass ich von der Arbeit nach Hause gegangen bin. Ich glaube ... Ich glaube, jemand hat mir ein Tuch über den Mund gelegt.« Ein Geschmack kam zu ihr zurück. Scharf. Medizinisch. Sie glaubte, sich daran zu erinnern, wie sie um sich geschlagen hatte, wie sie hochgehoben worden war ... aber mehr nicht. »Ich bin hier aufgewacht. In der Dunkelheit.«

Abgesehen von einem rauen Ausatmen blieb der Mann still.

»Wie heißt du?«, fragte sie schließlich.

»Evan. Mein Name ist Evan. Ich glaube, mir ist etwas Ähnliches passiert.« Er stieß einen Seufzer aus, gefolgt von einem leichten Stöhnen. »Jemand hat mich von hinten angegriffen, als ich das Fitnessstudio verlassen habe. Ich bin mir auch nicht sicher, welcher Tag heute ist.«

In Noelles Kopf drehte sich alles. Sie wusste nicht, was geschehen war oder warum, und die Angst saß ihr immer noch schwer auf der Brust, aber sie weinte fast vor Erleichterung, einen anderen Menschen bei sich zu haben. Sie war nicht mehr allein.

»Bist du verletzt?«, fragte sie, als sie erneut Bewegungen hörte und er wieder ein leises, schmerzhaftes Stöhnen von sich gab.

»Ein bisschen. Ich habe mich gegen wen auch immer gewehrt. Sie hatten offensichtlich die Oberhand. Ich glaube, die Person trug eine Brille, um im Dunkeln sehen zu können.«

Noelle drehte sich in seine Richtung, obwohl es zu dunkel war, um die Umrisse des Mannes zu erkennen, und schlang beide Hände um die Gitterstäbe, wobei sie ihr Gesicht dazwischen presste, während sie sprachen. *Eine Brille, um im Dunkeln sehen zu können.* Was zum Teufel war hier los? »Wer? Wer hat uns hierhergebracht? Und warum?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung.«

»Aus welchem Grund denn? Warum tun sie das?«

Es gab eine kurze Pause. »Meine Familie hat Geld. Sie hätten mich gegen ein Lösegeld entführen können.«

Noelle leckte sich über die trockenen Lippen und tastete mit ihrer Zunge einen der Risse ab. »Mein Vater ... er hat kein Geld.« Er arbeitete als Elektriker. Es ging ihm gut ... jetzt, nach vielen Jahren des Kampfes. Selbst in diesen harten Jahren hatte es ihr nie an etwas gefehlt, auch wenn sie sich keine Designermarken leisten konnten. Nicht einmal ansatzweise. Aber ihr Vater hatte ganz sicher keine große Summe irgendwo versteckt, mit der man ein Lösegeld für Noelle hätte zahlen können. Auch keine kleinen Beträge, wen man ehrlich war. Keine Aktien oder Anleihen. Kein Schmuck. All das war längst verkauft worden, sogar die Stücke mit sentimentalem Wert. Wenn es das war, was ihre Entführer – wer auch immer sie waren – sich erhofften, *Geld*, dann würden sie schwer enttäuscht sein. Andererseits ... »Wenn sie mich zufällig ausgewählt haben, müssten sie das mittlerweile wissen.« Noelle hatte eine Handtasche an ihrer Schulter getragen, als sie entführt worden war. Sie hatten sich bestimmt ihren Ausweis angesehen und mit ein bisschen Recherche herausgefunden, dass ihre Familie kein Geld besaß. Außerdem wurde sie beim Verlassen von ihrem

Kellnerinnenjob entführt. Wäre das nicht schon ein Hinweis darauf, dass sie nicht reich war?

»Du hast deinen Vater erwähnt. Was ist mit deiner Mutter?«

Noelle stieß einen leisen Seufzer aus. »Meine Mutter starb, als ich zwölf war. Sie war eine Hausfrau. Und meine Eltern hatten nie eine Lebensversicherung abgeschlossen.« Nach dem Tod ihrer Mutter hatten Noelle und ihr Vater viele Jahre lang damit zu kämpfen gehabt, die Anwaltskosten zu bezahlen, denn ihr Vater hatte versucht, Gerechtigkeit für den Tod seiner Frau zu erlangen – und war gescheitert. Letztendlich war es als Unfall gewertet worden. Der Gerichtsstreit hatte seine Ersparnisse getilgt, und sein Unternehmen hatte gelitten. Er war immer noch ihr Vater, und Noelle liebte ihn sehr, aber in vielerlei Hinsicht war er nur noch ein Schatten seiner selbst.

»Tut mir leid«, murmelte der Typ.

Sie antwortete nicht. Ihm musste nichts leidtun, und die Trauer über den Tod ihrer Mutter war längst verblasst. Manchmal traf es Noelle noch, aber eher wegen ihres Vaters und nicht ihretwegen. Aber nicht jetzt. Jetzt waren ihre Probleme viel größer als der Schmerz über den Verlust eines ihrer Elternteile. Jetzt sehnte Noelle sich nach ihrem Vater, dem Elternteil, den sie noch hatte. Derjenige, der sie retten könnte, der sie retten *würde*, wenn er eine Chance dazu hätte.

Ihre Gedanken kehrten zu dem Mann zurück, der mit ihr gefangen war. Er hatte gesagt, dass seine Familie Geld besaß. »Wenn sie dich gegen Lösegeld entführt hätten, wüsstest du das nicht schon längst? Hätten sie sich nicht ein Lebenszeichen von dir schicken lassen?«, fragte sie.

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Niemand hat ein verdammtes Wort zu mir gesagt.« Jetzt, wo er mehr sprach und seine Stimme klarer wurde, erkannte Noelle, dass er jung sein musste. Vielleicht sogar fast so alt wie sie.

»Wie alt bist du, Evan?«

»Achtzehn. Und du?«

»Auch.« Ein seltsames Flattern machte sich in ihrer Brust breit. Sie hörte, wie er sich bewegte, spürte, wie er sich ihr zuwandte, und seine Stimme – nur ein paar Zentimeter näher – bestätigte es. Es gab eine lange Pause, die sie nicht nur hörte, sondern auch fühlte.

»Gehst du auf die Northland High?«, fragte er schließlich.

Noelle atmete tief durch. »Ja.« *Das kann nicht sein. O mein Gott, das kann nicht sein.*

»Heißt du Noelle Meyer?«

Sie schluckte. »Ja.« Das Wort war so schwer wie ihre ausgetrocknete Zunge. Und plötzlich wusste sie auch genau, wer er war. »Evan Sinclair«, flüsterte sie fast. »Dein Vater ist Leonard Sinclair. Er hat meine Mutter getötet.«



KAPITEL 2

DER COLLECTOR

Der Collector beugte sich vor, sein Gesicht war nur wenige Zentimeter vom Bildschirm entfernt. *Sie haben erkannt, dass sie sich kennen.* Sein Vater hatte ihre Mutter umgebracht. Natürlich würden sie später noch ausführlich darüber reden, was auch den anderen Beteiligten einen Hinweis geben würde. Es verlieh der ganzen Angelegenheit definitiv eine zusätzliche Ebene, nicht wahr? Das Bild flackerte leicht, und der Grünstich verlieh ihm einen unnatürlichen Glanz. Aber für einen Raum, der durch ein Nachtsichtgerät übertragen wurde, war das Bild bemerkenswert klar.

Der Mann – genauer gesagt ein Junge, noch ein Teenager – saß mit dem Rücken an die Gitterstäbe seines Käfigs gepresst, während das Mädchen kniete und die Gitterstäbe ihres eigenen Containers umklammerte. Der Ton war gut. Der Collector konnte jedes Flüstern, jeden Atemzug und jeden schmerzhaften Seufzer hören.

Meine Güte, ihr Mistkerle genießt eure Unterhaltung wirklich.

Ein Auge des Jungen war geschwollen und er hatte etwas an seiner Lippe, das wie Blut aussah. Er brachte immer wieder seinen Finger zu seiner Wange und sein Gesichtsausdruck verzerrte sich jedes Mal, als würde er ein anderes Ergebnis bekommen, wenn er

es oft genug machte. Trotz der Verletzungen in seinem Gesicht war es offensichtlich, dass er sehr gut aussehend war. Groß. Muskulös. Ein kantiges Kinn und ebenmäßige Gesichtszüge. Ein waschechter, amerikanischer Goldjunge. Gute Gene, könnte man sagen. Der Gedanke brachte den Collector zum Glucksen. Es war ein Lachen, durchzogen von bitterer Säure.

Dem Jungen musste es besonders schwerfallen, die Kontrolle abzugeben. Normalerweise war das Leben für Jungen wie ihn ziemlich einfach und sehr gut.

Wie viele Zugeständnisse waren dem Jungen schon gemacht worden? Welche, die er weder verdiente noch sich je verdient hatte? *Viele*, vermutete der Collector. Vielleicht viel zu viele. Tragödien trafen selten gerecht – und meistens trafen sie die Falschen. Eine Tragödie hatte diesen besonderen Goldjungen definitiv erwischt, denn jetzt saß er in einem Zwinger wie ein Hund.

Vielleicht sollte er den Jungen nicht mögen, allein schon wegen dieses ... guten Stammbaums. Und doch stellte der Collector fest, dass er, statt Abscheu zu empfinden, sich irgendwie ... mit Evan verbunden fühlte. In mancher Hinsicht zumindest.

Sein Blick wanderte nach rechts, wo das Mädchen zusammengesunken war und sich zur Seite gedreht hatte, die langen Beine angezogen, die Wange auf dem, was zweifellos kalter Stahl sein musste. Schlank. Feinknochig. Glattes, dunkles Haar. Hübsch, auf eine ganz normale Art und Weise. In einem kitschigen Film wäre sie das Mädchen, dem ihre Freundinnen ein Makeover verpassen würden, weil sie das Potenzial unter der Oberfläche sehen würden. Das passierte aber nur in Filmen. Im wirklichen Leben waren Teenager-Mädchen in der Regel zu eifersüchtig, um einen Schwan aus einem hässlichen Entlein zu kreieren, außer man machte sich selbst zu einem hübschen Schwan.

Frauen. Was für kleinliche Kreaturen sie sein konnten. So sehr von Gefühlen beherrscht. Natürlich konnte das auch ihre Stärke sein. Aber meistens kontrollierte es sie, und nicht andersrum. Schade.

Der Collector ließ seine Gedanken schweifen. Er wollte nicht zu viele Vermutungen anstellen und etwas übersehen, das ihm etwas anderes sagen könnte. *Beobachte. Höre zu. Lerne.* Das war es, was er am besten konnte.

Ein Licht blitzte im Raum auf, und sowohl der Junge als auch das Mädchen stießen überraschte Laute der Angst aus und zogen sich in die Ecken ihrer jeweiligen Zellen zurück, weg von der Lampe. Das Mädchen hielt sich den Arm über die Augen und verzog schmerzerfüllt das Gesicht. Das Licht musste nach so langer Dunkelheit eine Qual sein. Der Junge saß still da, obwohl sein Gesicht ähnlich schmerzerfüllt verzerrt war, ein Arm schützend vor sich ausgestreckt, als erwartete er einen Angriff. Er konnte nicht viel dagegen tun, aber er wollte spüren, wenn es kam. Sein linkes Auge war zugeschwollen, aber er blinzelte immer wieder mit dem anderen und versuchte verzweifelt, etwas zu erkennen.

»Was passiert hier?«, fragte Noelle mit atemloser und angst-erfüllter Stimme.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Evan und bewegte seinen Arm mal in die eine, mal in die andere Richtung, um die unsichtbare Bedrohung abzuwehren, die sein Verstand ihm vorspielte. Vor ihm war jedoch nichts zu sehen. Nur Licht war in seinen Käfig eingedrungen.

Der Collector wartete zusammen mit den Gefangenen darauf, was als Nächstes passieren würde. Sein Blick glitt zu seinem Handy, das neben ihm auf dem Schreibtisch lag. Eine seiner Optionen war es, die Behörden anzurufen. Aber er glaubte nicht, dass das die beste Wahl war. Zumindest jetzt noch nicht.

Er war hier als Voyeur gelandet, durch eine Reihe von gut geplanten Liaisons, aber auch durch eine Reihe von glücklichen Ereignissen. Als ihm klar geworden war, worum es hier ging, hatte er nicht damit gerechnet, dass er zuschauen wollte. Er würde zwar mitspielen, ja, aber eigentlich hatte er nur am Rand entlanggleiten wollen. Schließlich hatte er eine andere Art Sieg im Sinn. Doch

jetzt konnte er nicht mehr wegschauen. Die Leute dachten, sie würden Reality-TV schauen, aber in Wahrheit hatte das kaum etwas mit Realität zu tun. Es war ein Skript, geschnitten und darauf ausgelegt, den Zuschauer zu vorgefertigten Schlüssen zu führen. Das hier jedoch – das war fesselnd. Er verstand die Faszination.

Gott helfe ihm, das tat er wirklich.

KAPITEL 3

EVAN

Evan zuckte zusammen, versuchte, etwas zu sehen, war jedoch hilflos gegen die schmerzhaften Lichtblitze, die plötzlich in seine Augen stachen. Blindlings schwang er seinen Arm von einer Seite zur anderen. Wenn er angegriffen wurde, bevor er es schaffte, seine Lider – oder besser gesagt, *sein Lid* – zu öffnen, wollte er spüren, wenn es kam. Nicht so wie beim ersten Mal, als er unsanft aus dem Schlaf gerissen und aus dem ersten Käfig gezerrt wurde, in dem er gefühlte Wochen eingesperrt war. Damals war er überrumpelt worden, aber das würde er nicht noch einmal zulassen. Zumindest nicht, solange er wach war.

Er nahm flimmernde Eindrücke des Raums durch den Spalt seines Auges auf, hielt es jeweils nur für eine Millisekunde offen.

Seine ausgestreckte Hand hielt er vor sich.

Graue Metallstangen.

Eine verschwommene, thekenähnliche Struktur jenseits seines Käfigs.

Er hörte Noelle keuchen, vernahm ihre Bewegung und drehte seinen Kopf in ihre Richtung. Er sah sie verschwommen, als sie zur Vorderseite ihres eigenen Käfigs kroch, der einige Meter von seinem entfernt war.

Betonboden zwischen ihnen.

»Was siehst du?«, fragte er, als sie es offensichtlich geschafft

hatte, ihre Augen vor ihm zu öffnen. Wahrscheinlich, weil sie zwei unversehene hatte.

»Da ist ein Tisch. Oder eine Theke«, sagte sie, und er ließ seine Hand sinken. Er konnte jetzt genug sehen, um zu wissen, dass er der Einzige in seinem Käfig war. Auch er bewegte sich vorwärts und kroch auf die Vorderseite seines Käfigs zu. Dort befand sich eine Tür, und als er seinen Kopf neigte, konnte er ein schwarzes Tastenschloss erkennen, das die Tür verschlossen hielt. Das würde er sich gleich genauer ansehen.

Er spürte eine kleine, aber ermutigende Welle der Hoffnung. Wenn er *sehen* konnte, verbesserten sich seine Chancen auf Flucht dramatisch.

Er hielt sich am Gitter fest und sah zu Noelle. Ja, das war eindeutig sie. Er wusste nicht, warum oder wie sie hier zusammen gelandet waren, aber er musste glauben, dass es ein kranker Plan gewesen war. Sie waren absichtlich ausgewählt worden. Warum, konnte er nicht sagen, aber ihre Verbindung war kein Zufall. Da war er sich fast sicher.

Dein Vater ist Leonard Sinclair. Er hat meine Mutter getötet.

Was zum Teufel? Wer steckte dahinter?

Noelle schaute zu Evan, die Augen immer noch teilweise zusammengekniffen, die Haut blass. Sie trug schwarze Leggings und ein übergroßes, blassrosa Sweatshirt. Ihre Füße waren genauso nackt wie seine. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Er konnte spüren, wie sein Puls in seinem Hals pochte. Als sie das erste Mal im Dunkeln miteinander gesprochen hatten, hatte er geglaubt, dass er sie sich eingebildet hatte. Nach so vielen Tagen und Nächten allein in der Dunkelheit war er endlich übergeschnappt, und sie war nichts weiter als ein Hirngespinnst seiner gestörten Fantasie. Irgendwie schien es sogar passend, dass er *sie* heraufbeschworen hatte, um sich selbst zu quälen, während er in totalen Wahnsinn verfiel.

Noelle drehte den Kopf und beugte sich vor, um zu sehen, was sich vor ihnen befand. Evan schaute auch nach vorn, zu der

Theke an der Wand. Sie war etwa einen Meter von ihnen entfernt, außer Reichweite, aber es standen einige Gegenstände darauf. Von seiner Position aus konnte er die Gegenstände auf der Rückseite der Theke nicht genau erkennen, einen jedoch schon, der etwas weiter vorn stand. »Da ist ein Eispickel«, sagte Noelle atemlos. Ihre Augen waren jetzt noch weiter geöffnet, als sie Evan kurz ansah und dann wieder wegschaute. Er reckte den Hals, blinzelte schnell mit seinem offenen Auge, während der Raum sich langsam schärfer vor ihm abzeichnete. Ja. Ja, da war ein Eispickel zwischen den weiter hinten liegenden Dingen. Zumindest *sah* es wie einer aus. Aber alles, was er sah, war eine Waffe.

Evan drehte sich um und suchte verzweifelt in seinem Käfig nach einem Gegenstand, mit dem er das Werkzeug vielleicht erreichen könnte, doch die Zelle war leer – bis auf die Metalltoilette in der hinteren Ecke. Er streckte seine Arme aus, umklammerte die Gitterstäbe auf beiden Seiten seines Gefängnisses und warf sich mit seinem ganzen Gewicht nach vorn, in der Hoffnung, die Konstruktion zu bewegen. Evans Zähne vibrierten, während der Käfig bebte, aber er rührte sich nicht. Er schien auf dem Boden festgeschraubt zu sein. Mit einem genervten Grunzen ließ Evan davon ab, kehrte zur Vorderseite zurück und starrte wieder zur Theke.

»An einem der Dinger da hinten ist ein Seil befestigt ... glaube ich«, murmelte Noelle, die mit ihrem Kopf die Oberseite ihres Käfigs berührte, während sie versuchte, den erhöhten Tisch zu untersuchen. »Das ist schwer zu sagen.« Sie schaute in Evans Richtung.

Er konnte nur mit einem Auge sehen, also würde ihre Einschätzung ohnehin besser sein als seine. Sein Blick blieb einen Moment lang auf der Waffe hängen, bevor er schnaubte, sich hinsetzte und gegen die Gitterstäbe lehnte. Dann zog er seine Knie an und stellte seine Füße fest auf den Boden. Er fuhr sich mit der Hand durch sein fettiges, ungewaschenes Haar. »Fuck!«, schrie er. »Was nützt uns ein verdammtes Maschinengewehr,

geschweige denn, ein Eispickel, wenn er auf der anderen Seite des Raumes steht und wir wie verdammte Tiere eingesperrt sind!»

»Wenn wir ihn irgendwie zu fassen kriegen, könnten wir vielleicht versuchen, das Ding damit aufzubrechen«, schlug Noelle vor und warf einen Blick nach oben auf das identische Schloss an ihrer eigenen Käfigtür.

»Aufbrechen?«, fragte Evan. »Weißt du überhaupt, wie man ein Zahlenschloss mit einem Eispickel knackt? Selbst wenn du es irgendwie schaffst, heranzukommen? Gott, selbst dann würdest du deine Hand gar nicht durch diese Gitter kriegen, um das Schloss überhaupt zu erreichen«, sagte er und wies mit dem Kopf auf die Gitterstäbe der Käfigtür, die dünner und enger waren als die übrigen Gitterstäbe und in zwei Richtungen verliefen, sodass sie ein Gitter bildeten.

»Hast du eine bessere Idee?«, fuhr Noelle ihn an.

»Jemand hat das Licht angemacht«, erwiderte er und ignorierte den Spott in ihrem Ton. »Vielleicht taucht dieser Jemand noch auf.«

Sie stieß ein dünnes Lachen aus. »Ist das also dein Plan? Dich aus dem Käfig rauszuschmeicheln? Ihnen dieses Megawattlächeln zu zeigen? Vielleicht versprichst du ihnen ein paar Goldbarren, falls sie nicht schon wissen, wer dein Daddy ist.«

Dazu war es sehr schnell gekommen. Wie könnte es anders sein? Selbst in dieser unvorstellbaren Situation – gefangen und traumatisiert.

Evan spürte, wie seine Gedanken zu rasen begannen, in denen Unglaube und Entsetzen darum kämpften, jede Vernunft oder Ruhe, an denen er sich festhalten wollte, zu verdrängen, um einen Ausweg aus dieser Situation zu finden.

Er griff erneut nach den Stäben, schüttelte sie mit aller Kraft und stieß ein wildes Brüllen aus. Ein paar Minuten lang erlaubte er sich, zu wüten, zu kämpfen, obwohl er wusste, dass es vergeblich sein würde, wenn das, was er bekämpfte, Stahl und Umstände waren. Ein grässlicher Plan, dessen Sinn er bis jetzt

noch nicht verstanden hatte. Evan schrie und brüllte und rüttelte an den Gitterstäben seines Gefängnisses, bis seine Muskeln protestierten und seine Kehle wund war. Aber es kam immer noch niemand. Schließlich ließ Evan sich erschöpft gegen die Gitterstäbe fallen und griff in sein Haar, während sein Kopf nach vorn fiel.

»Hast du das nicht schon versucht?«, fragte Noelle, die mit ihrer Ruhe einen Kontrast zu seiner Wildheit bildete.

Evan rang nach Luft und ein Rinnsal Schweiß lief ihm langsam an seiner Schläfe hinunter. Ja, Ja, das hatte er. Er hatte dasselbe getan, als er das erste Mal in der Dunkelheit aufgewacht war. Er hatte sich sogar gewehrt, als der gesichtslose Mann in seinen Käfig gekommen war, um ihn zu holen und in diesen zweiten Käfig zu bringen. Er hatte wild um sich geschlagen, wie ein betrunkenen Seehund, während der Mann ihm mühelos ausgewichen war und in jedem passenden Moment nach Evan geschlagen hatte. Er hatte ihn ausgeknockt und dann irgendwie in diesen Raum gebracht.

»Vielleicht steckt dein Vater dahinter«, sagte Evan schließlich. Welchen anderen Grund könnte es dafür geben als einen verdrehten Rachegedanken?

»Du Arschloch«, zischte Noelle. »Wie kannst du es wagen?« Er sah immer noch nicht auf. Er wollte ihren Gesichtsausdruck nicht sehen. »*Mein* Vater ist nicht der Mörder.« Sie schleuderte ihm diese Aussage entgegen, und als wäre sie ein Stachel, spürte er, wie sie sich in sein Fleisch bohrte.

»Er hat sie nicht ermordet. Es war ein Unfall.«

»War es auch ein Unfall, den Namen meiner Mutter in den Dreck zu ziehen? Meinen Vater zu zerstören? Und mich?«

Dann hob Evan den Kopf, und ihre Blicke trafen sich. Sie sah aufgewühlt aus, aber trotzig. Der Anblick ließ seine Gedanken verschwimmen. Ein eingesperrtes Mädchen, mit loderndem Zorn in ihren Augen. Und für einen kurzen Moment war er

froh, dass er genau das in ihr ausgelöst hatte, egal aus welchem Grund.

Zumindest für diesen einen Moment war ihr Wille zu groß, um eingesperrt zu bleiben. Es hielt nicht lange. Noelle sackte gegen die Gitterstäbe zurück, und beide saßen einander schweigend gegenüber. Er hatte den Eindruck gehabt, sie sei schüchtern. So wie sie sich gab, den Kopf gesenkt, die Arme immer mit Büchern beladen. Aber in ihr brannte ein Feuer. Vielleicht würde ihnen das helfen.

»Warum hast du mir diese Fragen noch nie gestellt? Oder irgendeine Frage. Du hast noch nie mit mir gesprochen, dabei laufen wir fast jeden Tag aneinander vorbei«, sagte er. Vielleicht hätte *er* mit ihr sprechen sollen. Aber was sollte er sagen? Sie war ihm immer aus dem Weg gegangen, und so hatte er sie in Ruhe gelassen. Er hatte sie jedoch beobachtet, ohne dass sie es wusste. Er war ... neugierig. War das das richtige Wort? Noelle und Evan verkehrten in ganz unterschiedlichen Kreisen. Nicht, dass sie eine *Menge* um sich herum hatte, nicht so wie er. Soweit er es beurteilen konnte, hatte sie nur eine Freundin, eine mausgraue Rothaarige.

Sowohl sie als auch Noelle kamen von öffentlichen Schulen und waren für akademische Stipendien ausgewählt worden, um die exklusive Privatschule zu besuchen. Es gab vier Stipendiaten auf Northland, und sie wurden alle wie Außenseiter behandelt, die sie waren.

»Mit dir reden?« Noelle fragte das, als hätte er ihr vorgeschlagen, Dreck zu essen. »Es gab nie einen Grund. Ich kannte die Antworten damals und kenne sie auch jetzt. Ich habe es nur angesprochen, weil die Emotionen übergekocht sind. Verständlicherweise.« Sie fuchtelte mit dem Arm in ihrem Käfig herum, als müsste sie den Grund für ihren derzeitigen Geisteszustand erklären.

»Was dann? Wie lauten die Antworten?«

Noelle stieß einen Atemzug aus. »Vielleicht solltest du lieber

fragen, was die *Fragen* sind, Evan. Warum musste dein Vater unser Leben ruinieren, anstatt die Verantwortung für seine Taten zu übernehmen?« Sie zuckte leicht mit den Schultern. »Privileg. Anrecht. Gelegenheit.«

»Deine Mutter hat Hausfriedensbruch begangen, Noelle«, erwiderte Evan leise. »Sie hat ihn gestalkt.«

Wieder dieses Feuer, das in Noelles Augen aufflackerte. Sie richtete es auf die Wand und kaute an der Innenseite ihrer Wange. »Das hätte sie nicht getan. Und es gibt keine Beweise, dass sie ihm nachgestellt hat«, sagte sie. »Ich habe immer gedacht, dass er sie eingeladen und dann gelogen hat, um sein eigenes Verbrechen zu vertuschen.«

»Die Geschworenen waren anderer Meinung.«

Sie starrte ihn sekundenlang an, und er spürte, dass etwas in ihr brodelte. Aber was auch immer es war, sie hielt es zurück und entschied offensichtlich, dass es keine Rolle spielte oder dies nicht der richtige Zeitpunkt war. »Hör zu«, fing sie an. »Wenn wir eine Chance haben wollen, hier rauszukommen, müssen wir zusammenarbeiten. Alles andere ist sinnlos.«

Evan nickte, ein stilles Eingeständnis, das ihm vermutlich leichter fiel als ihr. Sie hegte eindeutig eine tiefe Abneigung gegen seine Familie, während er ihr gegenüber vor allem neugierig war.

Um ehrlich zu sein, war die Sache, die ihr Leben dezimiert hatte, für ihn eher ein tragischer Fleck auf dem Radar gewesen, ein äußerst unglücklicher Unfall, den sein Vater zu verantworten hatte. In diesem Sommer war Evan nicht einmal zu Hause gewesen, sondern bei seiner Mutter in den Hamptons. Und auf jeden Fall waren aus seiner Sicht vor der ... Tragödie sowohl ihre Mutter als auch sein Vater schuld. Vielleicht hatte Noelle recht, was das Privileg anging. Er hatte weitergemacht, während sie es nicht getan hatte. *Aber ihre Mutter ist gestorben.* »Du hast recht. Wir müssen zusammenarbeiten.«

Leider gab es in diesem Moment keine ›Arbeit‹ zu erledigen. Sie

hatten keine Werkzeuge in Reichweite. Keine Person, an die sie sich wenden konnten. Im Moment konnten sie nur warten. Worauf, wusste er nicht.